

*Festrede zum 50. Jubiläum der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten der Erzdiözese München und Freising am Samstag, 9. Juli 2022 um 16.30 im Kardinal-Wendel-Haus, Mandlstraße in München. Zuvor, um 15 Uhr, Gottesdienst in der St. Ursula-Kirche in Schwabing mit Kardinal Reinhard Marx.*

## **„Wir sind Narren um Christi willen“**

### **Gedanken zur Seelsorge in Zeiten religiöser Entfremdung**

**Liebe Christinnen und Christen,  
liebe Seelsorger mit und ohne Priesterweihe,  
lieber Gläubige und Zweifelnde,  
liebe Festgäste zum fünfzigsten Jubiläum,**

Ich habe mir schier den Kopf ausgerenkt damals, vor gut fünfzig Jahren. Nein, es ging mir nicht darum, die ersten Pastoralreferenten zu sehen, die Kardinal Döpfner damals aussandte. Es ging mir darum, die berühmte Schrift in der Kuppel zu lesen. Ich war so 17, 18 Jahre alt, ich war zum ersten Mal in Rom, zum ersten Mal im Petersdom, und war ehrfürchtig und zugleich wie erschlagen von der Monumentalität und der kalten Pracht.

Ich stellte mich also unter die Kuppel, um den berühmten Spruch zu lesen, der dort in zwei Meter hohen Buchstaben steht als Zitat aus dem Matthäusevangelium. Es beginnt mit den Worten "Tu es Petrus ..." lautet auf Deutsch wie folgt lautet: "Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches." Bei der Vorbereitung der heutigen Festrede ist mir zu dieser Kuppel ein eigenwilliger Gedanke gekommen, der wohl von mit den Texten zu tun hatte, die ich mir aus dem Textarchiv meiner Zeitung über das Berufsbild Pastoralreferent hatte kommen lassen; und ich habe in dem schönen Buch gelesen, das der Sprecherrat der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten vor zehn Jahren, zum 40jährigen Jubiläum, herausgegeben hat: „Vom Geist der Kirche hinzugefügt“, heißt es. Bei diesen Texten waren ein paar starke Selbstbeschreibungen dabei. Ich habe mir also vorgestellt, was wäre wenn – wenn in der Kuppel nicht dieses Wort von ungeheuerem Anspruch stünde, das Jahrtausendwort, das den Papst erhebt, das das über ihm schwebt, aber auch fordernd auf ihm lastet.

Was wäre, wenn da ein ganz anderer Satz stünde, nicht dieser Satz von magisch-raunender Autorität, sondern stattdessen das schlichte Pauluswort aus dem Korintherbrief: **„Wir sind Narren um Christi willen“**. Ich mag dieses Wort. **Es könnte ein Motto zu Ihrem fünfzigsten Jubiläum sein könnte, weil es eine Wahrheit formuliert, die für Sie, die nichtpriesterlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, in besonderer Weise gilt – weil Sie Theologen mit einem reduziertem kirchenrechtlichen Status sind, weil sie unnötigerweise hierarchisch kastriert wurden und werden. Sie sind Voll-Theologen, die von der Amtskirche geschätzt, aber doch nicht ganz für voll genommen werden – Narren Christi eben.**

Wenn ich das auf meine juristische Berufs- und Erfahrungswelt übertrage: Das kommt mir vor, wie wenn Volljuristen mit zwei hervorragenden Examina nicht als Richter, sondern nur als Rechtspfleger, also als Fachjuristen, eingestellt werden; das ist auch ein schöner Beruf. Aber kraft Ausbildung hat man als Volljurist eigentlich einen Mehrwert.

Das Wort von den Narren um Christi willen passt in eine Zeit, in unsere Zeit, die geprägt ist von einem so dramatischen Ansehensverlust der Institution Kirche, dass er mit den Missbrauchsskandalen allein nicht zu erklären ist. Aber diese Missbrauchsskandale wirken wie ein

Brandbeschleuniger; und es verbrennt auch das, was in der Kirche und an der Kirche wertvoll, ja unverzichtbar ist. Es verbrennt nicht nur Tradition, es verbrennt die Kraft von Kirche als Wertegemeinschaft und orientierende Instanz außerhalb des Staates. Kirche ist ein Gehäuse für unverzichtbare Werte, für Werte wie Nächstenliebe, Gerechtigkeit, Solidarität und Aussöhnung. Wer heute als zölibatärer oder als verheirateter Seelsorger trotz aller Kritik an der Kirche in der Kirche solche Werte hochhält und verteidigt, dem kann es passieren, dass er für einen Narren gehalten wird.

„Wir sind Narren um Christi willen“: Dieses Pauluswort kann aber schon deswegen nicht in der Kuppel stehen, weil es, würde die Kirche nach diesem Motto leben, eine solche Kuppel und einen Petersdom gar nicht gäbe. Eine Kirche, deren Päpste und Bischöfe sich, wie der Heilige Franz von Assisi, sich als „Narren um Christi willen“ verstünden und verständen hätten, wäre eine andere Kirche – eine Kirche, die nicht um Glaubwürdigkeit kämpfen müsste, die sich nicht ängstlich festhalten müsste an dem Satz, der im Matthäus-Evangelium auf den „Tu es Petrus“-Satz folgt. Er heißt: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“.

Die Hölle – das ist heute der Missbrauchsskandal. Er ist ein Verrat an den Opfern, am Evangelium, an der eigenen Integrität. Sexueller Missbrauch ist Marter, sexueller Missbrauch ist Folter. Sie sind, wie ich es auf dem Katholikentag in Stuttgart formuliert habe, die Dornen in der Dornenkrone und die Spucke im Angesicht Christi.

Wie wird die Kirche weiterleben? Stirbt sie an und in diesem Skandal? „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“. Ist das ein göttliches Versprechen, ist das ein eschatologischer Automatismus? Kommt also das Ostern der Kirche, kommt also die Wiederauferstehung des Vertrauens automatisch? **Nein, Sexuelle Gewalt lässt sich nicht wegostern. Da braucht es mehr, da braucht es anderes, da braucht es mehr, sehr viel mehr als eine kurze Auszeit für belastete Bischöfe und Kardinäle - mit anschließendem Weitermachen. Da braucht es markante Zeichen. Da braucht es Umkehr und einen neuen Anfang.**

„Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“. Wie steht es damit? In manchen Übersetzungen heißt es: „Die Pforten der Höllen sollen sie nicht überwältigen“. Sollen! Das ist fordernder, weil es ein Tun verlangt: Die fundamentale Erneuerung der Kirche. Es ist Zeit für eine neue Reformation – und vor fünfzig Jahren, als der neue Beruf des Pastoralreferenten, des Seelsorgers ohne Zölibat, geschaffen wurde, war das eigentlich der Beginn einer Erneuerung. Nicht wenige hofften und dachten, das sei der **Anfang vom Ende des Zölibats**. Und als dann auch Frauen als Pastoralreferentinnen eingesetzt wurden, da hofften und dachten wohl viele, das sei der **Anfang vom Ende der patriarchalen Kirche**, nämlich der behutsame Einstieg in die Frauenordination. Es ist leider nicht so gekommen. Aber die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sind ein Silberstreif am Horizont, sie geben eine Ahnung davon, wie es sein könnte, aber nicht ist. Sie sind die **Botschafter einer Kirche der Zukunft**.

Eine Vertrauenskrise der ungeheuerlichen Dimension, wie wir sie erleben, kann man **nicht einfach aushalten, aussitzen und ausbeten**. Wir erleben die letzten Tage der Volkskirche, die Teilnehmerzahlen auf dem Katholikentag soeben in Stuttgart waren nicht einfach nur wegen Corona so niedrig; sie waren so niedrig, weil die Enttäuschung über die Kirche so groß ist, weil die innere Distanz auch vieler Gläubiger gewachsen ist, weil es das Volk, weil es das Kirchenvolk nicht mehr gibt. „Wir“ sind zwar noch immer viele, aber nicht mehr so viele wie früher und auch nicht mehr die Mehrheit.

Das Verhältnis von Kirche und Staat in Deutschland wird daher nicht so bleiben wie es, jedenfalls auf dem Papier, noch ist. Dieses Verhältnis ist achteinhalb Pfund schwer und 3418 Seiten dick. Achteinhalb Pfund, 3418 Seiten: Das ist die eindrucksvolle Papierform, gemessen am „Handbuch des Staatskirchenrechts“; die neue Auflage von 2020 wiegt noch zweieinhalb Pfund und 1000 Seiten mehr als die alte. Vielleicht ist das der pfundweise Versuch festzuhalten, was nicht festzuhalten ist.

So viel Gewicht und Umfang wie bisher werden die Religionsgemeinschaften in Zukunft nicht mehr haben. Die Monumentalität des Handbuchs steht in umgekehrt proportionalem Verhältnis zum schwindenden Gewicht der Kirchen. Darüber freuen sich die Kirchengegner; das befriedigt viele zu Recht zornige Menschen, die das als berechtigte Strafe für den Missbrauchsskandal betrachten. Die prekäre Zukunft der Kirchen ist aber auch Anlass zur Sorge bei denen, die wissen, dass Kirche viel mehr ist als ein Missbrauchsverein, die also die geistliche und soziale Kraft der Kirchen kennen und es zu schätzen wissen, wie viel sie bisher mit einer riesigen Ehrenamtsleistung zum Gemeinwesen beitragen.

Dieses religiöse und sozial-gesellschaftliche Leben ist natürlich nicht verschwunden, selbst im geschwundenen Zustand ist dieses Leben noch größer, vielfältiger und umfassender als in jedem anderen Verband. Sicherlich kann man Gemeinschaft auch anderswo erfahren, sicherlich gibt es Nächstenliebe auch in der Amnesty-Gruppe und im Hospizkreis; und Spiritualität kann man auch in einer japanischen Tee-Zeremonie erleben. Aber dort fehlt das alles durchdringende Prinzip, das die Kirchen das Göttliche nennen. Kirchen sind Räume. Kirchen sind Organisationen und Institutionen. Dort ist, immer noch, viel Leben, auch Leben in Gemeinschaft, religiöses und soziales Leben – das Ihr Beruf, liebe Geburtstagsgäste, vor fünfzig Jahren geschaffen, gut aufrecht erhält. Dort wird geholfen, geheilt, zugehört, dort wird gefeiert – dort wird auch intrigiert, übertrumpft, dort werden andere an die Wand gespielt, dort wird sexuelle Gewalt ausgeübt. Kirche ist nicht der Himmel und die wenigsten ihrer Funktionäre sind Heilige. **Kirche kann aber, wenn es gutgeht, ein Ort sein, an dem der Himmel offengehalten wird. Sie, die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, gehören zu den Himmel-Offenhaltern.**

Früher hatten die Himmel-Offenhalter der katholischen Kirche das Kennzeichen HH. Bei diesen Buchstaben denkt heute jeder an die Hansestadt Hamburg. Das war früher anders. Zumindest im katholischen Deutschland war H.H. so etwas wie ein Ehrevorname und ein Ehrentitel der Seelsorger. Jeder Kaplan, Pfarrer und Dekan war ein H.H., ein „Herr Hochwürden“ – Hochwürden Herr Kaplan, Hochwürden Herr Pfarrer, Hochwürden Herr Dekan. So stand es auf den Briefen, die an einen Geistlichen adressiert waren so stand es in den Lokalnachrichten der Zeitungen. Heute findet man das H.H. allenfalls noch in den Todesanzeigen für Priester.

Der Titel „Hochwürden“ stammt aus einer Zeit, in der die Würde des geistlichen Amtes den Herrn, der dieses Amt bekleidete, emporhob, heiligte und unantastbar machte – und zwar auch dann, wenn dieser Herr ein unangenehmer Mensch, ein grässlicher Sünder oder ein unwürdiger Widerling war; er galt trotzdem als Hochwürden. Das ist vorbei. Spätestens seit den Missbrauchsskandalen ist es umgekehrt; Die Unwürdigkeit der Person erfasst das Amt, die Gemeinheit des Amtsträgers entehrt die katholische Kirche – erstens weil es so viele Amtsträger sind, die als unwürdig entlarvt wurden und werden, zweitens weil die Amtskirche so lange weggeschaut hat und drittens weil nicht ganz wenige Amtsträger das Wort Hierarchie zu einem Synonym für Heuchelei gemacht haben. Und so sind zahllose untadelige, hochengagierte Seelsorger und Jugenderzieher unter Generalverdacht geraten. Meine Großmutter hat einst, wenn sie über einen Pfarrer schimpfte, ihrer Schimpferei einen einschränkenden Satz hinterhergeschickt: „ ... die heilige Weihe ausgenommen“. Das ist vorbei. Es hat ein galoppierender Prozess der Entweihung eingesetzt, den die katholische Kirche mit Demut beenden und wieder umkehren kann.

Das Ende der Volkskirche kann und darf nicht das Ende der Kirche sein. Die evangelische und die katholische Kirche werden hoffentlich neue Lebendigkeit lernen. Gut wäre es, wenn dieses Lernen ein ökumenisches Lernen, ein Miteinanderlernen wäre. Der Prager Theologe und Religionsphilosoph Tomas Halik hat vor kurzem im Interview mit dem Publik-Forum von einer ökumenischen Weggemeinschaft gesprochen. Das könnte dann, lassen Sie mich träumen, der Anfang vom Ende der fünfhundertjährigen Spaltung sein. Halik meint, dass sich die katholische Kirche nur durch Umwandlung in eine solche „Weggemeinschaft“ aus ihrer institutionellen Starre befreien könne.

Aber erst einmal muss die katholische Kirche neues Vertrauen schaffen. Dafür steht der Synodale Weg, der in intensiven Gesprächsprozessen fundamentale Reformen vorbereiten soll und vorbereiten muß - bei der Sexualmoral, bei der Rolle der Frau in der Kirche, beim Zölibat, in der Hierarchie. Sie, die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, sind ganz zentrale Akteure des Synodalen Wegs, sie sind **Pfadfinderinnen und Pfadfinder**. Und beim Reden und Streiten, beim Suchen und Finden der guten Zukunft, braucht es einen geschwisterlichen Umgang miteinander. Wir brauchen Verbrüderlichung und Verschwesterlichung, also Gleichberechtigung und Enthierarchisierung. Zu den Reformen, die ich für geboten halte, gehört die Ordination von Frauen, zu den Reformen gehört eine neue Sexualmoral.

Papst Franziskus hat solche Forderungen, er hat den synodalen Weg in seiner bisweilen kecken Art so kommentiert: „Es gibt eine sehr gute evangelische Kirche in Deutschland. Wir brauchen nicht zwei.“ Das klingt zum Schmunzeln, ist es aber nicht - weil es sowohl die evangelische als auch die katholische Kirche reduziert. Der synodale Weg der katholischen Kirche in Deutschland ist nicht der Weg hin zu Luther, es ist der Weg in eine brüderliche und schwesterliche Zukunft. Und ich freue mich, wenn **die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten Scouts sind auf diesem Synodalen Weg, Wegmacher und Brückenbauer**.

Der Vatikan verweigert schwulen und lesbischen Paaren den Segen, er verweigert ihnen also ein gutes Wort, weil er, trotz aller Kritik und allen Flehens der katholischen Basis zumal in Deutschland, weiter auf seinem Dogma beharrt: Geschlechtsverkehr sei allein in der Ehe von Mann und Frau erlaubt und nur mit dem Ziel, Kinder zu zeugen.. Alles andere: Verirrung und Sünde. Mit solchen Lehren hat die Kirche jahrhundertlang die Menschen drangsaliert und kujoniert, mit solchen Dogmen hat sie Macht ausgeübt.

Die Kirchen haben in den vergangenen Jahren in der Prävention der Verletzung von sexueller Selbstbestimmung viel und Vorbildliches unternommen. Heute erkundigen sich staatliche Stellen bei katholischen Institutionen, wie man das macht, sagte jüngst Klaus Mertes, der Jesuit, der als erster das Schweigen brach und den Missbrauch am Berliner Canisius-Kolleg öffentlich machte. Dennoch: Zur Prävention gehört auch und unbedingt, dass der Vatikan seine sexualethischen Dogmen und Lehren über das Verhältnis der Geschlechter von Grund auf reformiert.

Der sexuelle Missbrauch, der die Kirche an den Abgrund gebracht hat, ist das Ergebnis und das Risiko einer zwangszölibatären und männerbündischen Kirche, die in den vergangenen zweitausend Jahren die Frauen aus den Machtpositionen vertrieben und dort ferngehalten hat, aber den Menschen nicht die Sexualität austreiben konnte. Wie auch? Die Sexualität ist eine Determinante des Menschseins. Man kann sich nicht für oder gegen sie entscheiden. Sie ist aber auch nicht per se gut. Wie Sexualität ausgelebt wird, kann Segen oder auch Sünde sein, je nachdem. Deshalb ist Sexualmoral nichts an sich Böses. Man darf aber jetzt nicht auf der anderen Seite vom Pferd fallen und es für pfui erklären, Sexualität überhaupt zu reglementieren. Der Umgang damit bedarf der Ethik. Aber diese Ethik darf nicht zum stahlharten Gehäuse werden, das das Leben erstickt. Im Vatikan aber wird dieses Gehäuse immer mehr gehärtet.

Die Sexuallehre der katholischen Kirche braucht eine Revolution, sie braucht Entsündigung. Sie muss sich von der Feindschaft gegen alles Leibliche verabschieden. Am Leib an sich ist nichts Sündiges; am Lieben erst recht nicht. Die biblische Sprache hat ein wunderbares Wort dafür, wenn Menschen miteinander schlafen: Sie erkennen sich, heißt es da. Sie gewähren einander Zugang zu dem, was das Persönlichste und das Verletzlichste ist: zum eigenen Körper. Dieses Erkennen gehört so selbstverständlich zum Leben wie Atmen, Essen und Trinken.

Die Kirchen haben dieses Erkennen jahrhundertlang verkannt und verleugnet; sie haben Sexualität per se als verwerflich betrachtet. Indes: Keine sexuelle Orientierung ist an sich verwerflich. Verwerflich und sündhaft ist aber jeder unfreiwillige, bemächtigende, ausbeutende, gewalttätige Sex

- nicht die Partnerschaft von Männern oder Frauen. Sünde ist das, was die Gemeinschaft, die Gesellschaft und die Schöpfung vergiftet.

Sünde ist jedenfalls und ganz gewiss das, was die Liebe und was das Leben kaputtmacht. Sünde ist das Unheilregime einer Welt voller Gewalt, die alle zum Mitmachen zwingt, Angst und Verzweiflung stiftet. Sünde ist all das, was Menschen entzweit und verfeindet, all das, was sie vom guten und sinnvollen Leben entfremdet. Das ist Sünde. Sünde ist keine Moralformel, sie ist auch nicht nur die aktive Tat. Die Tat ist nur ihr Symptom wie der Husten Symptom einer Lungenentzündung ist. Sünde kann auch jener Fatalismus sein, der sich in alles fügt und nichts unternimmt.

Wir haben uns angewöhnt, Sünde als einzelne Übeltat zu sehen, haben sie zur Kaloriensünde, zur Temposünde, zur Steuersünde bagatellisiert. Sünde ist aber viel mehr. Sünde ist auch das Nichtstun, wenn Tun geboten ist. Es gibt die Formeln, die man gern zur Tarnung der eigenen Bequemlichkeit benutzt. Dazu gehört der Satz: „Alleine kann man ja doch nichts bewirken“. Es sind dies Sätze der Gleichgültigkeit oder Resignation, manchmal auch der Feigheit. Es handelt sich um die Todsünde der Trägheit. **Die Narren um Christi willen sind für mich die Verkörperung des Widerstands gegen die Trägheit und gegen das Sichfügen. Vor fünfzig Jahre erwachte mit der Aussendung der ersten Pastoralreferenten eine Utopie: Sie besteht in der konkreten Verneinung der als unerträglich empfundenen gegenwärtigen Verhältnisse, mit der Perspektive und Entschlossenheit, das Gegebene zum Besseren zu wenden.**

Liebe Jubiläumsgäste,

Sie erinnern sich gewiss an diesen Tisch im Kreml, an diesen entsetzlich leeren und lächerlich langen Tisch: An der einen Schmalseite sitzt Putin. An die andere Schmalseite hat Putin erst Macron und dann Scholz gesetzt, um denen dann über die sechs Meter Entfernung vorzulügen, dass es keinen Krieg gegen die Ukraine geben wird. Es war eine absurde Szenerie, es war die Inszenierung von Zukunftslosigkeit, weil an so einem Tisch die Zukunft nicht Platz nimmt. Es war eine absurde Szenerie, es war die Inszenierung von Zukunftslosigkeit, weil an so einem Tisch die Zukunft nicht Platz nimmt. Ich bin vor mir selber erschrocken, als ich bei diesem Bild der Leere an meine katholische Kirche dachte, der ich trotz meines Zorns über sie immer noch angehöre - weil ich darüber nachdenken und dabei mitreden will, wie eine Umkehr dieser Kirche aussieht.

Das Kreml-Bild war eine Allegorie der aggressiven Entzweiung. Nein, ich vergleiche nicht die Kreml-Autokratie mit der katholischen Kirche; aber mich fasst die Tristesse und die Trostlosigkeit an, die dieser leere Tisch verbreitet. Es ist ein Gefühl, das mich auch überfällt, wenn ich über meine, über unsere Kirche nachdenke:

Ich denke an die Distanz zwischen den Gläubigen und der kirchlichen Hierarchie, die viel größer ist als nur sechs Meter; ich denke an die wachsende religiöse Entfremdung; ich denke an die Flucht von Hunderttausenden von Kirchenmitgliedern aus dieser Kirche; ich denke an die immer höheren Zahlen der Kirchenaustritte; ich denke an die leere Kirchen, in denen das ewige Licht wie ein Warnsignal brennt; und ich denke an den Synodalen Weg, der den leeren Tisch zu einem gedeckten Tisch machen will, an dem man gern Platz nimmt; zu einem Tisch, an dem man zusammenrückt, an dem man Gemeinschaft spürt, an dem man trotz alledem, trotz aller Nöte und Gefahren auf Kräftigung hofft und darauf, dass es ein Morgen gibt.

Die Taufe ist die Einladung zu diesem Tisch. Sie ist die Eingliederung in eine Gemeinschaft, in der Nächstenliebe, Vergebung und Barmherzigkeit, in der Gleichberechtigung, Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit praktiziert werden, praktiziert werden sollen. Das muss man spüren, das muss man sehen. Das muss in der Kirche gelebt werden. Die Aussendung der Seelsorgerinnen und Seelsorger ohne Zölibat war und ist der Beginn eines solchen Lebens.

Es gibt ein subversives Gegenbild zum monströs leeren Kreml-Tisch, von dem ich geredet haben, es ist eine Fotomontage: Sie platzierte Jesus und seine Jünger beim letzten Abendmahl zwischen Putin und Macron bzw. Scholz: Leonardos berühmtes Wandgemälde aus dem Speisesaal des Mailänder Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie wurde in die gespenstische Szene im Moskauer Kreml hineinmontiert. Aus einem Bild der Leere wurde so ein Bild des Zusammenrückens in der Nacht des Verrats.

Dieses Bild des Abendmahls erinnert an Menschen, die sich verbünden, es erinnert an das Überwinden von Ängsten und Todesangst, es erinnert an das Einander beistehen, es erinnert an Menschen, die das Brot teilen und die gemeinsam fest daran glauben, dass der Tag kommt, an dem sie es in Frieden essen werden. Das wünsche ich mir, das wünsche ich uns allen gerade in diesen Kriegstagen so sehr: Dass wir eine Gemeinschaft werden. Dass Kirche eine Gemeinschaft wird. Dass sie nicht nur Kirche heißt – sondern Kirche ist, wirklich ist.

Glück und Segen zum Geburtstag.

---

*Prof. Dr. jur. Dr. theol. h.c. war lange Jahre Leiter der Ressorts Innenpolitik und Meinung der Süddeutschen Zeitung sowie Mitglied der Chefredaktion. Heute ist er Kolumnist und Autor der SZ sowie politischer Publizist.*